

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Richard Wagner
Im Spiegel seiner Zeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

| | | |
|------|---|----|
| I. | »Sollte er etwa Talent zur Musik haben ...?« – Kindheit und Jugend (1813–1838) | 9 |
| | FERDINAND AVENARIUS: Richard Wagner als Kind | 11 |
| | HEINRICH LAUBE: Über Wagners C-Dur-Symphonie | 21 |
| | HEINRICH DORN: Musikalischer Bericht aus Riga | 23 |
| II. | »Ich werde ein treuer, redlicher Slave sein ...« – Hungerjahre in Paris (1839–1842) | 25 |
| | FRIEDRICH PECHT: Richard Wagner in Paris | 27 |
| | GIACOMO MEYERBEER: Empfehlungsschreiben für Richard Wagner | 34 |
| III. | »Wie solch ein Phantast sein Leben zerstört!« – Dresden und die Revolution (1843–1849) | 35 |
| | MARIE SCHMOLE: Richard Wagner in Dresden | 37 |
| | FERDINAND HEINE: Über die Uraufführung des ›Rienzi‹ | 41 |
| | HECTOR BERLIOZ: Erste Reise nach Deutschland | 44 |
| | ROBERT SCHUMANN: Über ›Tannhäuser‹ | 47 |
| | KARL GUTZKOW: Erinnerungen an Wagners Dresdner Kapellmeisterzeit | 51 |
| | HANS CHRISTIAN ANDERSEN: Das Märchen meines Lebens | 53 |
| | EDUARD DEVRIENT: Aus den Tagebüchern | 55 |
| IV. | »Nimm meine ganze Seele zum Morgengruße!« – Exil und Asyl in Zürich (1850–1858) | 65 |
| | FRANZ LISZT: Dramaturgische Blätter | 67 |
| | Vertraulicher Bericht der Wiener Polizei | 71 |
| | ELIZA WILLE: Wagner bei uns | 72 |

| | | |
|------|---|-----|
| V. | » <i>Ein Licht muss sich zeigen ...</i> « – Irrungen, Wirrungen (1859–1863) | 79 |
| | HANS VON BÜLOW: Über ›Tristan und Isolde‹ | 81 |
| | MALWIDA VON MEYSENBURG: Memoiren einer Idealistin | 83 |
| | CHARLES BAUDELAIRE: An Richard Wagner | 96 |
| | Richard Wagner und der ›Tannhäuser‹ in Paris | 99 |
| | WENDELIN WEISSHEIMER: Erlebnisse mit Richard Wagner | 105 |
| | FRIEDRICH HEBBEL: Über Wagners Wiener Konzerte 1863 | 117 |
| | ALEXANDER SEROW: Richard Wagner in Petersburg | 119 |
| | HEINRICH ESSER: An Franz Schott | 122 |
| VI. | » <i>Einziger! – Heiliger!</i> « – München und König Ludwig II. von Bayern (1864–1865) | 125 |
| | PETER CORNELIUS: Über Wagner | 127 |
| | GUSTAV VON BLOME: Bericht aus München | 129 |
| | FRIEDRICH PECHT: Richard Wagner und König Ludwig II. | 130 |
| | EDOUARD SCHURÉ: Erinnerungen an Richard Wagner | 138 |
| | Über Richard Wagners Stellung in Bayern | 149 |
| VII. | » <i>Ewig war ich, ewig bin ich ...</i> « – »Machtgeschützte Innerlichkeit« in Tribbschen (1866–1871) | 151 |
| | EDOUARD HANSLICK: Richard Wagners ›Meistersinger von Nürnberg‹ | 153 |
| | Bericht über die Uraufführung der ›Walküre‹ | 157 |
| | GUSTAV FREYTAG: Über ›Das Judentum in der Musik‹ | 158 |
| | GEORGES BIZET: Über Wagner | 160 |
| | ANGELO NEUMANN: Erinnerungen an Richard Wagner | 161 |

| | | |
|-------|--|-----|
| VIII. | »Hier, wo mein Wähnen Frieden fand ...« – Bayreuth und die Festspiele (1872–1882) | 169 |
| | HEINRICH PORGES: Die Bühnenproben zu den Bayreuther Festspielen des Jahres 1876 | 171 |
| | RICHARD FRICKE: Proben-Tagebuch 1876 | 178 |
| | LILLI LEHMANN: Mein Weg | 185 |
| | FRIEDRICH NIETZSCHE: Richard Wagner in Bayreuth . . . | 199 |
| | WILHELM MOHR: Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft im Lichte der Baireuther Aufführung betrachtet . | 205 |
| | PAUL LINDAU: Nüchterne Briefe aus Bayreuth | 207 |
| | AUGUSTE RENOIR: Wagner in Palermo | 215 |
| | ENGELBERT HUMPERDINCK: »Parsifal«-Skizzen | 218 |
| | FELIX WEINGARTNER: Erinnerungen an die »Parsifal«-Aufführungen 1882 | 236 |
| | HERMANN LEVI: Briefe an seinen Vater | 239 |
| | HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN: Mein Weg nach Bayreuth | 245 |
| IX. | »Erlösung dem Erlöser« – Der Tod in Venedig (1883) | 263 |
| | PAUL VON JOUKOWSKY: Über Wagners Todestag | 265 |
| | FRIEDRICH KEPPLER: Diagnose der Todesursache Richard Wagners | 267 |
| | MATHILDE WESENDONCK: Zum 18. Februar 1883 | 269 |
| | ELSA BERNSTEIN: Zur Totenfeier Richard Wagners | 271 |
| | EDUARD HANSLICK: Zum 13. Februar 1883 | 273 |
| | HANS VON WOLZOGEN: Erinnerungen an Richard Wagner | 276 |
| X. | »Weiß ich nun, was dir frommt?« – Nachleben und Nachwelt (1884–1914) | 281 |
| | CARL FRIEDRICH GLASENAPP: Richard Wagner als Mensch | 283 |
| | GEORGE BERNHARD SHAW: Der vollkommene Wagnerianer | 286 |

| | |
|---|-----|
| CHARLES GOUNOD: Richard Wagner | 293 |
| LUDWIG SCHEMANN: Meine Erinnerungen an Richard Wagner | 294 |
| FERDINAND PFOHL: Zu Richard Wagners fünfundzwanzigstem Todestage | 298 |
| THOMAS MANN: Auseinandersetzung mit Wagner | 306 |
| JULIUS BAB: Von der Feindschaft gegen Wagner | 310 |
| | |
| Anhang | 321 |
| | |
| Nachwort | 323 |
| Daten zu Leben und Werk | 330 |
| Autorenverzeichnis | 339 |
| Nachweise | 356 |

Richard Wagner als Kind

Nun aber sehen wir uns den kleinen Richard an: im kurzärmeligen Jäckchen tritt uns ein zarter, blasser, schwächlicher Gesell entgegen, der aber doch schon wild genug ist – »er läßt alle Tage einen Hosenboden auf dem Zaun«, klagt sein Vater in einem Briefe. Die Erinnerungen meiner Mutter gehen so weit zurück, wie überhaupt ein Gedächtniß in die Kindheit zurückreicht: viel Charakteristisches wird man aber in denen aus jener Zeit natürlich nicht finden. Aus der Thatsache wenigstens, daß der Junge einmal, seiner Neigung zu »etwas Gutem« zu genügen, seine Taschen mit heißen Coteletten vollpfropfte, und sie erst hergab, als sie ihm gar zu sehr auf dem Leibe – nicht auf der Seele – brannten, wie daraus, daß er bei seinen Besorgungen beim Kaufmann Klepperbein seinen Auftrag ob der Rosinen zu vergessen pflegte, wird wohl auch die philologischste Spürsinnigkeit nichts spezifisch »Wagnerisches« entdecken können. Ebenso wenig daraus, daß er einmal einem Hunde, der ihm einen Knochen gestohlen, durch die Stadt bis auf den Markt nachlief, bei welcher Gelegenheit übrigens er von einem Pferdehuf jenen Stoß vor die Brust erhielt, für dessen Folgen man lange besorgt war.

Sehen wir ein paar Jahre später zu. Richard ist bereits würdiger Kreuzschüler und treibt *amo* und *timeo*, daneben aber sehr viele Allotria. An seinen Mitschülern findet er, so sehr er Anfangs für ihre Freundschaft schwärmt, mit der Zeit immer weniger Geschmack (wir werden sehen warum), desto mehr aber an der kleinen Cäcilie, der »Cile«, dem »niedlichen dunkelhaarigen« Mädchen, das ihn abgöttisch verehrt und alle seine Narrheiten für Ausgeburten der Weisheit hält. Mit ihr ist er immer zusammen, wenn er – ob auch nur nach seiner Ansicht – »Zeit hat«, mit ihr brütet er seine Pläne aus, mit ihr läuft er umher – letzteres freilich nicht, ohne in seinem Mannesstolz das Gefühl

einiger Herablassung verläugnen zu können. »Cile, lauf weg, da kommen Jungens«, ruft er ihr mitunter zu, »sehen die dich mit mir, so nennen sie mich Mädelpips!« Und Cile war so gut erzogen, daß sie dann wie der Wind verschwand.

Daheim hausten die beiden Kinder im gleichen engen Stübchen. Am Tage wartete das eine vorn am Fenster, bis das andere aus der Schule kam, Nachts hatten sie beide von einander zu leiden, denn beide schliefen als stets aufgeregte Kinder sehr unruhig. Vor dem Alleinsein im Dunklen hatten sie überhaupt einen heiligen Respect: Richard sah in allen Winkeln Gespenster, und meine Mutter schrie die Stimmen dazu. Besonders an der hohen, dunklen Treppe zur Wohnung hinauf soll der Knabe durchaus kein Gefallen gefunden haben: kam er erst Abends nach Hause, so suchte er trotz allen Verbots durch Klingeln ein Mädchen mit Licht herunterzulocken. »Ach Gott, ich habe ja nur so daran gespielt, und da hat das dumme Ding geklingelt«, sagte er einmal, als er wieder deßhalb ausgescholten wurde. Sonst freilich klingelte das dumme Ding nur, wenn man sich mit aller Wucht an sein verrostetes Eisen hing.

Einmal hatten sich die Zwei verspätet und mußten noch im Dunkeln von Blasewitz zur Stadt pilgern. Hu – da ging's an den Kirchhöfen vorbei! Guter Rath war theuer, aber, als ein Wagen vorbeifuhr, doch zu haben. Sie riefen ihn an: Geld hätten sie nicht, aber sie seien ja auch nicht schwer. Der Mann hatte ein Einsehen, und nun war Richard stolz: »siehst du, Cile, siehst du, da ist nun der Kirchhof mit den Geistern, aber ätsch – nun können sie uns nicht kriegen!«

Von ihres Bruders plötzlichem Aufschreien während des Schlafes, von seinem Sprechen, Lachen, Weinen während der Nacht weiß die Schwester noch genug zu erzählen, sie selber aber machte es nicht besser. Einmal lief sie athemlos zur Mutter: in ihrem Bette läg' eine »große Maskje«. Das freute nun wieder ihren Bruder nicht wenig. Er kroch, wenn er sie schrecken wollte, unters Bett und rief als künftiger Tondichter mit selten fehlendem Erfolg in hohlen, grausigen Tönen: »Cile, Cile, in

deinem Bette liegt eine große Maskje!« Sie ist später in der Familie zum geflügelten Wort geworden, diese große Maskje. Ich selbst habe zwei Briefe zur Hand, in denen der längst erwachsene Meister seiner Schwester scherzhaft mit ihr droht. Wie später, so ging aber auch damals aus solchen Neckereien keine Feindschaft hervor: einmal, da sie drohte, überraschte Richard seine Schwester mit einer – Haube, die er für ihre Puppe genäht hatte, und so war's wieder gut.

Wie sie hier auf die Beiden vertheilt waren, so hatte der Junge sonst Lachen und Weinen sozusagen in einem Sack. »Böse sein konnt' ich ihm nie«, sagt meine Mutter, »denn entweder hatte er den Mund so voller Kinderwitze, daß ich mitlachte, oder die Augen so voller Thränen, daß ich mitweinte.« [...] er heulte Thränen »wie die Bierflaschen« nach Mama Geyers Ausdruck – aber doch nicht immer ganz heiliger Ernst: er soll vielmehr deren Verwendbarkeit zur Durchsetzung seines Willens frühzeitig erkannt haben. Zog es ihn z. B. ins Theater, wo er hinter den Coulissen zusehen durfte, und gingen seine Ansichten darüber, ob dieses oder die Schularbeiten wichtiger seien, mit denen seiner Mutter auseinander, so setzte er sich mit aufgestemmen Armen hin, zählte die Zeit nach: »jetzt ist nun das dran, – jetzt das, – jetzt das« und schluchzte dabei, als ob ihm die Gurgel spränge, während er doch der Cäcilie verstohlen zulächelte. Er erreichte schon damals meist, was er wollte. »Mach, daß du wegkommst, du Heultoffel« – und – hui! – weg war er. Wie hier, so scheint er übrigens auch in andern Fällen seiner kindlichen Nöthe die Theorie vom Zweck, welcher das Mittel heiligt, vertreten und es mit der prosaischen Wahrheit zu Gunsten der poetischen nicht immer allzu genau genommen zu haben.

[...]

Eine Geschichte von größerer Tragik ist die vom großen Kürbis. Die Aelteren waren wieder in der Stadt, die beiden Jüngsten draußen. Da geschah's, daß Richard einen mächtigen Kürbis aufgetrieben hatte, in den er nun Augen, Nase und Maul auschnitt. Es war gar schauerlich anzusehen. »Nun komm, Cile,

damit machen wir die Leute fürchten.« Cile war dabei, dieweil sie aber bemerkt hatte, daß die Wirthsleute Frau Geyers großblumige Porzellantassen für ihre eigenen Gesellschaften benutzten, so empörte sich das Bewußtsein der künftigen Hausfrau in ihr, und sie wollte, wenn sie beide ausgingen, das unbewachte Wohnzimmer wenigstens wohl verwahrt wissen. »Da ziehen wir eben die Klinke und den Schlüssel ab!« Und nun ging's hinaus, zunächst ins Dorf, die Leute fürchten zu machen, dann, als dies nicht recht glücken wollte, hinauf in die Berge. Schlüssel und Klinke legten sie in den Kürbis – hei, wie das klapperte! – und nun rollten sie ihn den Ziegengrund hinunter. Das war eine Lust, dem Kürbis nachzukollern, mit ihm wieder hinaufzuklettern und so fort. Erst als es dunkel ward, gingen sie nach Hause. »Was fällt Euch denn ein, ihr Rangen, alles abzuziehen? Die Schlüssel her!« Ach Gott, die Schlüssel, ach ja, ach ja – die hatte der Kürbis aus dem Maule verloren! Das war noch ein Glück, daß die Mutter heute nicht herauskommen konnte: die Bauersleute mußten sich wenigstens mit Schimpfen begnügen. »Nun schlaft ihr Rangen nur hier draußen auf der Ofenbank!« sagten sie, als sie damit fertig waren. Und als der Thränen genug geflossen, zogen sich Richel und Cile traurigen Antlitzes aus – bis aufs Hemde selbstverständlich, wie sie's aus den glücklichen Zeiten, da sie noch ein Bett umfing, gewohnt waren – legten sich auf die Ofenbank, schluchzten noch ein wenig, klagten, froren und schliefen ein. Nacht war's, als der Magister Humann, Richards Hauslehrer, aus der Stadt erschien: er sollte, da die Mutter verhindert war, nach den Kindern sehen. Ernst und schweigend stand er da, um als unparteiischer Richter Anklage und Vertheidigung der aus dem Schlafe Gestörten zu vernehmen. Allmählich aber dämmerte es auf in seinem Haupte, daß nun auch er auf der Ofenbank schlafen müsse: siehe, da erwachte sein Zorn. »Richard, du verworfener Junge, dir will ich heimleuchten!« Und nun begann der Donnerschwall seiner Worte auf den zukünftigen Meister herabzubrausen, der heulend hinter dem Ofen kauerte. Aber er kam schlecht an. »Herr, – und was untersteh'n

Sie sich – und das geht Sie überhaupt gar nichts an – und das habe überhaupt ich gethan – und überhaupt – und ...« Cile sprach's, die, stolz wie Minerva, mit eingestemmtten Armen im kurzen Hemdchen zwischen ihren Bruder und den Magister trat. Auch diese Scene hat Kietz der Nachwelt aufbewahrt. Die Versöhnung aber, die in keinem guten Drama fehlen darf, stiftete die Bemerkung eines Unbetheiligten, daß man ja am Ende von draußen mit einer Leiter ins offene Fenster hineinsteigen könne. Da nahmen Cile und Richel ihre Kleider auf den Arm, husch, waren sie oben und gesetzt, wie sich's geziemt, kam der Magister hinterher.

[...] Wagners Liebe zu Hunden spielt sein ganzes Leben hindurch eine große Rolle. Es war bei ihm mehr als eine momentane melancholische Anwandlung, als er einmal in den bösesten Zeiten zu meiner Mutter sagte: »Willst du die Freunde sehen, denen ich am meisten danke? da sind sie!« Und er wies auf seinen Hund und seinen Papagei.

Als Knabe schon ging er förmlich auf Entdeckung nach Hunden aus, mit denen er Freundschaft knüpfte. Einst hörte er in einem Teich etwas wimmern: mit seiner Schwester Hülfe zog er einen neugebornen Köter heraus. In die Wohnung einen solchen mitzubringen, war ihm auf Grund gemachter Erfahrungen verboten, aber das half alles nichts: sterben lassen konnte er das arme Würmchen doch nicht. So nahm es die Schwester heimlich zu sich ins Bett. Doch bewies das Wesen mangelndes Verstandniß der Situation: es jammerte und wurde so entdeckt. Köstlich aber ist eine andere Geschichte. Schon seit ein paar Tagen glaubte Frau Geyer zu bemerken, daß im Kämmerlein ihres Jüngsten die Mäuse gar sehr quiekten – es quiekte doch aber wieder anders, als Mäuse: was war es nur? Und als Herr Magister Humann am nächsten Tage zum Unterricht eintrat, erklärte er, es rieche so übel, daß er's nicht aushalte. Große Untersuchung. Bitten und Betheuerungen der beiden Uebelthäter. Endlich wird der Verdacht auf Richards Arbeitsbureau gelenkt, die große Fallklappe öffnet sich vor dem Mittelfach, und kläglich

daraus hervorschaute – eine Kaninchenfamilie. »Ach Gott, sie wären ja sonst verkommen!« heult Richard – er hatte sie gefunden und so retten wollen. Was fehlte ihnen auch? Für Futter sorgte Cäcilie und ein Luftloch hatte ihr Bruder hinten in den Schrank geschnitten.

Sehen wir uns aber nun ein wenig nach Richards »höheren Geistesthätigkeiten« um!

Für einen guten Schüler galt er damals, wengleich gewiß mehr, weil er »ein heller Kopf,« als weil er fleißig war – so gründlich, daß er eben absolut gar nichts machte, wurde ihm das Classensitzen erst später in Leipzig verekelt, wo man ihn, den Dresdener Secundaner, noch dazu kränkender Weise wieder nach Tertia gesetzt hatte. Damals aber kam er in Allem gut mit, und das Meiste gewährte ihm viel Interesse. Besonders das Griechenthum liebte er – Homer erschien ihm als dessen Höchstes. Auch meine Mutter weiß davon zu berichten, wie er ihr immer und immer wieder von Hektor und Achilleus erzählte, noch mehr aber von der niederträchtigen Zauberin Kirke, dem plumphen, einäugigen Kyklopen und dem gescheidten Odysseus, der sie alle an der Nase herumführte. Auch Verse der Voß'schen Uebersetzung führte er gern im Munde: »Hurtig, mit Donnergepolter« hat sich meine Mutter vermuthlich deßhalb als Beispiel gemerkt, weil es damals vor allen den tiefsten Eindruck auf sie machte. Vorliebe hatte er auch für Geographie, das Französische aber war ihm wie Gift und Galle verhaßt – er hat es wohl auch niemals gelernt, trotz seiner Pariser Zeit. Das Englische trieb er erst später.

Mit seinen Schulcameraden kam er, wie ich bereits erwähnte, schlecht zurecht. Der sanguinische Knabe, der sich immer mit hundert Gedanken und Plänen trug, der lebhaft war wie kaum ein zweiter, und doch so leicht verletzt, weil er fast weiblich zart fühlte, war den Durchschnittsjungen unverständlich, und auch hier gilt's ja: »Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen.« Ein Vorwurf ist ihnen daraus nicht zu machen, aber erklärlich war's, daß er immer wenig Geschmack

an ihnen fand, immer mehr nur mit seiner Schwester verkehrte. Den Hauptanlaß aber mochten dazu zwei Geschichten gegeben haben, die ich nie ohne Antheil erzählen hörte. Die eine derselben theile ich unten bei Gelegenheit des »Freischütz« mit, die andere mag hier folgen. Es ist die von Wagners – erstem Patronatverein.

Freilich, um eine Aufführung nach Art der Nibelungen handelte es sich nicht. Auch nicht einmal um ein Feuerwerk, wie Richard solche zuweilen arrangirte, denn das letzte Mal war der »Polizeier« dazwischen gekommen. Es sollte ein Vogelschießen abgehalten werden, das war alles. Richard und Cäcilie, die damals in den »Drei Kronen« auf der Bautzenerstraße zur Sommerwohnung hausten, hatten die Schächtelchen, in denen sie vom Frühstück ersparte Pfennige unterm Bett verwahrten, schon recht schwer werden lassen. Nun sollte ein großes »Sommerfest« für Richards Freunde gegeben werden, ein Vogelschießen war als Glanzpunkt desselben gedacht. Aber dazu reichte der Mammon denn doch nicht. Da ward denn zu solch' idealem Zwecke eine Art von Verein constituirt: einen Dreier kostete der Beitrag, und wer ihn weihte, hatte Rath und Antheil an all' dem Hohen, was da kommen sollte. So häuften sich die Schätze, und, als die Farben-, Holz-, Flittergold- und Nagellieferungen eingetroffen waren, schritt der Meister zur Veranstaltung der Festlichkeiten, indem er mit seinem Intendanten, der Cäcilie, zunächst den Festplatz bestimmte. Nach allen möglichen Kämpfen mit der für nichts Edles empfänglichen Hauswirthin, ward die Bewilligung eines Platzes im Garten erreicht. Hierauf wurde die Vogelstange errichtet, die in gewöhnlichen Zeiten als Wagendeichsel diente. Alsdann aber zauberte Richard höchsteigend aus schnödem Brennholz den stolzesten Aar hervor, der bald, mit Gewinnen behängt, in allen Farben über den Gartenzaun leuchtete. Morgen sollte das Fest sein. Aber ach, als die Sonne des nächsten Tages auf den Unternehmer schien, der glückstrahlenden Antlitzes mit seiner Schwester aus der Thüre trat, seine Werke zu beschauen – da lag's kläglich am Boden. Die

Jungen hatten's mit Steinen heruntergeworfen und standen nun grinsend dabei. »Wir haben unsre Dreier gegeben, da können wir auch damit machen, was wir wollen!« das war auf Richards Wuth und Vorwürfe die Entgegnung der holden Jugend. Er und seine Schwester schwammen natürlich wieder in Strömen von Thränen. Heute aber, wo ich diese Zeilen niederschreibe, steigt mir selber noch, ich kann's nicht läugnen, der Ekel auf. Das war die erste Erfahrung der Art, die Wagner machte – wie viele sollten folgen!

Zur Musik hatte Wagner schon frühe Neigung, so sehr ihm auch das Erlernen des Handwerklichen daran zuwider war. Dem pedantischen Clavierlehrer, der ihm so oft am Fingersatz herumwälzte, und ihm, als er sich »ohne gehen zu können, an's Tanzen wagte,« d. h. Ouvertüren spielen wollte, erklärte, aus ihm würde nichts, lief er allerdings am Ende aus der Stunde weg, warf hinter sich die Thüre zu und weigerte sich standhaft Buße zu thun. Aber es lag ihm doch im Kopfe, was ihm die Großmutter bei Geyers Tode gesagt: »aus dir hat er etwas machen wollen« – er selbst erzählte es ja – und wenn er dabei auch ebenso sehr an künftige Philologen- oder Malerthaten, wie an die Musik dachte, so lag ihm die letztere neben so vielem Anderen doch eben auch im Kopf. Und wie packte ihn der Enthusiasmus, den der Freischütz überall und bei allen entzündete! Kam Weber, der damalige Dresdener Capellmeister, aus der Probe, so ging er am Jüdenhof vorbei. Dann rief Richard seine Schwester an's Fenster: »Du, der da ist der größte Mann, der lebt – du, wie groß der ist, das kannst du gar nicht begreifen!« Und wenn der Cäcilie auch das kleine krummbeinige Männchen mit der großglasigen Brille auf der großen Nase, mit dem langen grauen Rock und dem wackeligen Gang Anfangs gar nicht »groß« erscheinen wollte: auch sie betrachtete ihn bald, gleich ihrem Bruder, nur mit »heiliger Scheu.« Jene Kunststückchen, um in's Theater zu kommen, wurden auch besonders beim »Freischütz« ins Werk gesetzt. Und wie dauerhaft die Verehrung für Weber bei Wagner war, das beweisen wohl am besten seine Thätigkeit für die

Ueberführung von dessen Leiche und für sein Begräbniß in Dresden, und die aus vollem Herzen quellenden Worte, die er über seiner Gruft sprach.

Das ganze Denken des Knaben war damals vom »Freischütz« voll – ein Beispiel genüge für viele zum Beweise dafür. Richard spielte mitunter Komödie auf seiner Stube. Als er den »Freischütz« gesehen, sollte dieser sofort daran. Am meisten – wie sich von selbst versteht – schien dem Jungen die Wolfsschluchtscene dazu geeignet. Da wurde nun gepappt und gekleistert, die nöthigen Utensilien herzustellen. Seine Schulcameraden mußten mit an die Arbeit. Coulissen, Vorhang, Feuerwerk, Thiere – alles wurde hergestellt, und vornehmlich einen großen Eber, der mit seinen gewaltigen Hauern furchtbar gleich dem leibhaftigen Höllenfürsten auf seinem Brette daherrollte, bewunderte meine Mutter. Bei einem Freunde sollte die Vorstellung in Scene gehen. Richard gab den Caspar, aber der Max hatte nichts gelernt. Und als ihm Richard darob heimliche Vorwürfe machte, lachte er erst und schimpfte dann. Und die Anderen lachten und höhnten mit. Das war zugleich die zweite jener bitteren Erfahrungen, denen kein begabter Knabe entgeht.

Je mehr Richard heranwuchs, desto häufiger trieb er auch poetische Versuche. Wenn er aber »den Entschluß faßte, Dichter zu werden«, so war das doch wohl nur einer von den vielen, die er hinsichtlich seines »Berufs« gelegentlich einmal »faßte«, wenn er gleich etwas länger vorgehalten haben mag, als die übrigen jener Zeit. Von jenem Gedicht, das er einst zu Ehren eines gestorbenen Mitschülers machte und das, als das beste aus der Poetenconcurrentz, gedruckt ward, erzählt Wagner selbst. Auch von seinen Studien des Englischen erzählt er uns, das er ja »bloß, um Shakespeare ganz genau kennen zu lernen«, trieb und davon, daß er Romeo's Monolog übersetzte. Auch das hielt nicht lange vor: die Bekanntschaft mit den Uebersetzungen Shakespeare's aber erregte ihn tief und dauernd. »Ich entwarf ein großes Trauerspiel, welches ungefähr aus Hamlet und Lear zusammengesetzt war; der Plan war äußerst großartig; zweiundvierzig

Menschen starben im Verlaufe des Stückes, und ich sah mich bei der Ausführung genöthigt, die meisten als Geister wiederkommen zu lassen, weil mir sonst in den letzten Acten die Personen ausgegangen wären. Dieses Stück beschäftigte mich zwei Jahre lang.« So erzählt bekanntlich Wagner in seiner »autobiographischen Skizze.« Die »zweiundvierzig« Opfer werden wir freilich berechtigt sein *cum grano salis* zu bedauern, schauerlich aber ging's in dem Stücke zu, denn neben Shakespeare stand auch E. T. A. Hoffmann dabei Pathe, dessen Gespenstergeschichten Wagner damals verschlang. Auch die zwei Jahre der Arbeitszeit hatten natürlich ihre vielen Unterbrechungen. Am eifrigsten konnte er bei der Sache sein, wenn die Großmutter, die damals häufig bettlägerig war, wochenlang nicht aufstand. Dann zog es Richard vor, statt in die Schule zu gehen, sich hinten in sein Stübchen einzuschließen: da tauchten denn die Geburten seiner Phantasie so lebendig rings aus dem Boden herauf, daß ihm, wie seinem Vorbild Hoffmann, selbst davor graute. Meine Mutter war seine Vertraute und Kritikerin; die Uebrigen sollten wahrscheinlich mit der vollendeten That überrascht werden. Auch ihr gruselte es gehörig bei dem wilden Deklamiren ihres Bruders. Einer dämonischen Stelle erinnert sie sich, in der ein Lebender auf einen Geist zuschreitet. Da gebeut ihm die dumpfe Grabesstimme ein Zurück: »Rühre mich nicht an, denn meine Nase zerfällt in Staub, sowie man sie anfaßt.«

Meine Mutter behauptet übrigens, daß diese Stelle die beabsichtigte Wirkung auf sie schon damals nicht ganz erreichte. Und es scheint, als ob Wagner selbst bald begonnen hätte, an dem tragischen Werth seiner Dramen zu zweifeln, obschon er noch lange daran fortarbeitete. Eine Jugendfreundin meines Oheims erzählte mir, daß sie ihn zu jener Zeit einmal gefragt habe, wie weit er mit seinem Trauerspiele sei: »Nu, bis auf einen hab' ich sie alle todt!« war die Antwort.